

DER ANTIFEMINISTISCHE DISKURS IN DER ERZÄHLUNG "DIE WEIBER" VON WOLFGANG HILBIG

Lura Niedzviegienė

Magisterstudentin
Universität Vilnius, Geisteswissenschaftliche Fakultät in Kaunas

Die heutige Literatur ist kaum definierbar: man muss sehr vorsichtig bestimmte Interpretations- und Analysemethoden anwenden, man darf schon nicht mehr behaupten, dass z. B. dieses Werk Züge der Moderne und jenes Züge der Postmoderne aufweist. Alles ist aktuell, alles ist neu und zugleich schon bekannt, bereits gehört, erlebt, beschrieben und kritisiert. Auch die Wende zum Postpostmodernismus ist keine Ausnahme: der Postpostmodernismus verbindet Eigenschaften aller Epochen und vor allem der Moderne und der Postmoderne. Texte überlappen einander, sie sind ineinander verwoben, zum Geflecht der Kultur (so R. Barthes) geworden.

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es zu zeigen, wie neben dem Postmodernen auch das Phänomen des Postpostmodernismus sich in der Prosa von Wolfgang Hilbig widerspiegelt. Im Zentrum des Beitrags wird der antifeministische Diskurs als *neue Lesart* der Erzählung "Die Weiber" stehen. Neue Lesart, weil manche Kritiker streng dagegen sind und möglicherweise diese Interpretation nicht zulassen würden. Im Postpostmodernismus ist jedoch alles erlaubt: es gibt keine Regeln, deswegen auch keine Verletzungen der Regeln und keine Strafen dafür.

Es ist weit und breit bekannt, dass es seit dem Anfang des Feminismus auch den Anti-

feminismus gibt. Der Feminismus wird gewöhnlich in drei Phasen geteilt: die erste, die zweite und die dritte Welle. Ende des 19. Jahrhunderts (1. Welle) kämpften die Feministen in erster Linie für das Frauenwahlrecht, Recht auf Erwerbsarbeit und auf Bildung. Bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde befürchtet, dass Frau den Männern überlegen werden kann, deswegen wurde Gleichberechtigung der Frau vom Antifeminismus völlig abgelehnt: Frauen seien "natürlich", "gottgegeben" dem Mann unterlegen. Aus demselben Grund sollen sie auch in dem gesellschaftlichen Leben die untergeordnete Stellung nehmen.

Die 60er Jahre gelten als Umbruch der Gesellschaft und als Zeit des Wertewandels, im Kontext des Feminismus – als zweite feministische Welle. Damalige feministische Bewegung war von der Idee, die so genannte feministische Theorie zu schaffen, durchdrungen. Nämlich zu jener Zeit entwickelte sich eine *offizielle* Männerbewegung.

Die dritte Phase der Feministischen Bewegung begann in den 90er Jahren in den USA. Die Entwicklung des Feminismus und des Antifeminismus ist selbstverständlich sehr eng miteinander verbunden: der Antifeminismus entstand, weil der Feminismus bereits existierte; die dritte Periode des Feminismus fing zweifellos

aus demselben Grund an: vor allem als Reaktion auf den so populären Antifeminismus. Dieses Zusammenspiel wirkte immer als Katalysator, der die Weiterentwicklung der neuen Widersprüche, Ideen und Theorien förderte.

Die feministischen Ideen werden in der antifeministischen Theorie wesentlich gewandelt, umgekehrt. Zuerst wird für die traditionelle Rollenverteilung zwischen Geschlechtern gekämpft, später kommt es aber zur Radikalisierung der antifeministischen Ideen: nicht Frauen sind Opfer der Männer, sondern umgekehrt, nicht Frauen sind benachteiligt, nicht Frauen müssen für Gleichberechtigung kämpfen, sondern die Männer. Nämlich in solchem historischen, kulturellen sowie sozialen Kontext entstand die bereits erwähnte Erzählung "Die Weiber" von Wolfgang Hilbig.

"Ich glaube, ich bin einer von den Schriftstellern, die ewig an einem Thema hängen und nie glauben, das Thema bewältigen zu können. [...] Man kann nur von dem schreiben, was man selber ist, was man gerochen, gesehen, geschmeckt hat, was man durchleiden musste. Alles ist immer wieder in mir gegenwärtig."¹ Manche Werke von W. Hilbig, wie z. B. der Roman "Das Provisorium" (2001) oder die Erzählung "Die Weiber" (1987), gehen auf autobiographisches Material zurück, der Autor drückt nicht selten seine Gefühle, Erlebnisse und Erfahrung aus. Neue Ideen, Themen schöpft er wiederum aus seinem Leben.

In der Erzählung "Die Weiber" (sowie in dem ersten Roman "Eine Übertragung", (1989)) ist das Dilemma der Arbeiter-Schriftsteller-Doppelexistenz in einer Gesellschaft relevant. Zentrales Thema und Problem ist der Identitätsverlust, "der langsame Ich-Verlust eines Menschen" (und

¹ Frankfurter Rundschau Nr. 140 vom 20. Juni 1990; nach: http://www.tour-literatur.de/news_archiv/news_archiv_litverlagtexte2.htm#hilbig

eines Mannes!), das Problem der menschlichen Beziehungen in der Gesellschaft und in der Familie, die obszöne Brutalität und Vulgarität, der Untergang der Menschlichkeit. Besondere Rolle spielen in dieser Erzählung auch die Kollisionen Frau/Mann, weiblich/männlich und die Darstellung der Beziehung des Protagonisten zu seiner Mutter und natürlich zu anderen ihn umgebenden Frauen. Von der Relevanz der bereits erwähnten Aspekte zeugt selbst die Benennung der Erzählung "Die Weiber".

Das Wort "Weib" bedeutet etymologisch "erwachsene weibliche Person, Ehefrau"; "weiblich" – "einer Frau entsprechend, zu einer Frau gehörend" (vgl.²). Es stammt aus dem althochdeutschen *wīb* (8. Jahrhundert) (altenglische Form *wīf*). Im Alt- und Mittelhochdeutschen meinte das Wort *Wib* die Frau der niederen Schichten, mit dem Wort *frouwe* (d. h. "Frau") wurden dagegen Vertreterinnen des Adels bezeichnet (vgl.³). Das englische *woman*, das aus altenglischem *wīfmann* stammt, bedeutete eigentlich *Weibsmensch*. In dem Etymologischen Wörterbuch des Deutschen (1997) ist angegeben, dass der Plural *Weiber* erst seit dem 15. Jahrhundert bezeugt ist (vgl.⁴). Ursprüngliche Bedeutung des Wortes "weiblich" (d. h. "unmännlich") wurde von Männern abwertend bereits im 16. Jahrhundert gebraucht. Dagegen blieb die Wortform "weiblich" bis ins 18. Jahrhundert neutral. Seit dem 19. Jahrhundert wird das Wort "Weib" meistens abwertend gebraucht. Auch Wolfgang Hilbig verwendet dieses Wort

² Vgl.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. (2. Auflage, 1997). Deutscher Taschenbuchverlag, München. S. 1546.

³ Vgl.: Hervé F., Steinmann E., Wurm R. (Hrsg.). (1994). *Das Weiber-Lexikon*. PapyRossa, Köln.

⁴ Vgl.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. (2. Auflage, 1997). Deutscher Taschenbuchverlag, München. S. 1546.

in seiner negativen Konnotation und zwar als Titel für seine Erzählung.

Die Erzählung beginnt mit einer Szene aus dem Betriebsalltag: "Es war heiß, eine feuchtheiße Hölle, mir war der Schweiß aus allen Poren getreten" (S. 7⁵). Der Held, der über vierzig ist, zeigt seine "Männlichkeit": "täglich, später sogar mehrmals täglich, onanierte ich in den Keller und traf die schillernde Spucke auf dem Zementfußboden breit" (S. 8). Er beobachtet mit lüsternen Blicken die dort, in der Presserei, arbeitenden Frauen, er wartet "in der Hoffnung, dort oben die Frauen über die Maschen des Rosts hinwegschreiten zu sehen" (S. 9). Das Gitter ist diese unüberschreitbare Grenze, die ihn von der von ihm gewünschten und ersehnten sowie gehassten Frauenwelt trennt.

Das assoziative Denken des Helden ist grenzenlos: der Hebelarm, den eine der Frauen hält, sowie eine Champagnerflasche scheint ihm einem Phallus ähnlich zu sein. Er rätselt, ob die Pfützen auf dem Boden "vom Schweiß oder gar vom Urin der Frauen herrührten" (S. 12). Seine Sprache, seine Worte sind "hustende Ejakulation", sein Denken ist dem Onanieren gleich: "Und in diesem Moment war es vielleicht notwendig, meine Rede mit der Faust zu halten" (S. 39).

Der Ich-Erzähler beobachtet auch Männerfiguren, die – im Gegensatz zu den Frauen – elegant und sauber sind. Er unterschätzt die Männer, sagt das aber direkt nicht, nur erzählt, wie schwer und unter welchen Umständen die Frauen arbeiten, die Männer – dagegen – nur die Funktion der Maschinen überwachen. Der Held ist Opfer seiner Gedanken und seiner Vergangenheit, er fühlt sich zwiespältig, einerseits ist er an der Seite der Männer, andererseits äußert er seine antimaskulistischen Ansichten. Der Autor zeigt gesellschaftlichen Auswuchs, Anomalien in

den menschlichen Beziehungen. Die Frauen schreien den Männern zu, die hören es aber nicht. Sie können und wollen es nicht hören, "durch das Gezisch der Pressen, das Stampfen der Automaten, das Heulen der Mühlen" (S. 12), in der völlig mechanisierten Welt ist es schon unmöglich, eine Menschenstimme zu hören.

Als die Frauen dem Gitter näher kommen, sieht der Held sie noch verschwommener: "sie waren unkonturierte Tonnen von Dunkel, sprachlose Silhouetten, die mich überwehten, nichts konnte ich sehen, außer den Gegenständen, die sie trugen" (S. 13). Das war Anfang, "langsam hatte ich begonnen, mich in eine Krankheit zu verwandeln" (S. 14). Seine Lustausbrüche wiederholten sich immer öfter. Der Ich-Erzähler hielt sich weder für einen Menschen noch für ein Tier und endlich wurde er wegen seiner Sucht aus dem Betrieb entlassen. Nach der Entlassung begann er das Leben von außen zu betrachten, er begann zu schreiben, und diese Beschreibungen sollten ihm ein inneres Leben ermöglichen. Er findet Zuflucht im Schaffen und alles wird anders: die Stadt, ihre Gerüche. Dann kommt dem Helden ein Verdacht: "sämtliche Weiber waren aus der Stadt verschwunden" (S. 16). Auch jeder Hauch der Weiblichkeit war mit ihnen verschwunden. Aus der Perspektive der antifeministischen Theorie muss hierbei bemerkt werden, dass sich das gesellschaftliche Leben zu Gunsten der Frauen und zum Nachteil der Männer gewendet hat: Frauen haben alle Rechte und Männer sind in einer Identitätskrise. "Den Männern bleibt nichts (und vor allem keine Frau mehr)" (vgl.⁶). Auch der Held der Erzählung "Die Weiber" ist gezwungen sich auf die Suche nach Frauen zu machen, er beobachtet aber nur

⁵ Hier und weiter: Hilbig W. (1987). "Die Weiber". Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.

⁶ Aus: Ein neu zu führender Kampf: Die Gleichheits-Illusionen zerstreuen. Zeitung "Rebellion". Nr. 37. Juni 2006. In: http://www.rebellion.ch/dt/rebellion/rebelliondt/37/37_frauen.html

Mülltonnen am Stadtrand. Das Motiv der Mülltonnen ist sehr bedeutend, sogar leitmotivisch wiederholt es sich in der ganzen Erzählung: eine Reihe der Mülltonnen scheint ihm als "eine Serie von unförmigen Weibern" (S. 17).

Die Hauptfigur denkt an die verschwundenen Frauen. Der Autor macht eine Anspielung auf den Aphrodite-Mythos: der Held hat die Hoffnung, dass eine Frau, der schaumgeborenen Aphrodite gleich, aus dem Nichts, in diesem Fall aus dem Müllgefäß auftaucht. Er reflektiert, er nimmt die ganze Schuld auf sich selbst, er denkt, vielleicht sei er selbst verschwunden. Er versucht sich zu erinnern, wo der Anfang dieser Krankheit war und entdeckt, dass ihn die Menschen schon längst meiden. Der Ich-Erzähler fühlt sich aus der Welt ausgestoßen, er ist allein, er halluziniert und sucht nach einer Erklärung, nach Ursachen, die ihn zu solcher sinnlosen Existenz geführt haben. Er verliert seinen Namen, also seine Identität: "und ich wußte nicht mehr, wer ich war" (S. 24). Er sieht nur bestimmte Fetische, die mit Frauen, nämlich Weibern, verbunden sind: das Haar wie eine perfekt gefertigte Pertücke, "kolossale Ballen verfilzten Haars" an Müllablageplätzen.

Alle Frauen, die er trifft, hält er für unecht, sie sind plump, knabenartig oder männlich, schwergewichtig. Sie sind weder schwach, emotional, irrational noch passiv, vielmehr übernehmen die Frauen die Eigenschaften der Männer: sie arbeiten, sie sind stark, rational, kämpferisch und sexuell aktiv. Solche ist die Frau im Arbeitsamt, die Frau Magister, die ihn nach der Verhaftung befragt. Der Frau Staatsanwalt wirft er Folgendes vor: "Ich will sie [d. h. die Frauen] nicht mehr sehen, auch Sie nicht, Frau Staatsanwalt. Sie sind kein Weib, Frau Staatsanwalt, Sie sind mein Vater" (S. 57). Die von ihm getroffenen "unechten" Frauen missbilligen sein schöpferisches Können, sie unterschätzen sein schriftstellerisches Talent, er wird unheilbar seelisch verletzt, es ist ihm bange, dass ein WEIB

ihn unterschätzt, demütigt hat. Wenn das ein Mann wäre, dann könnte er ebenso antworten, damit irgendwie kämpfen. Aber jetzt? Jetzt war das eine Frau, die ihre Gefühllosigkeit zeigte und gegen die er machtlos war. Das Geschlecht-Problem ist genauso aktuell wie das der Existenz, weil diese beiden Perspektiven nicht voneinander abtrennbar sind.

Das Weibliche gilt in der Welt des Helden meistens als etwas Negatives. Von seiner Mutter kannte er nur die Verständnislosigkeit, deswegen fühlt er eine sehr tiefe Kränkung angesichts der Mutter. Der Diskurs über die Mutter und die Kindheit ist in der Erzählung äußerst negativ. Die Mutter ist diejenige, die seine ersten sexuellen Erfahrungen missachtet und sogar verurteilt hat. Er hält sie für schuldig, dass er einsam, obszön, sogar pervers geworden ist. Der Protagonist bemerkt mehrere Zeichen, die ihn an seine Mutter erinnern: die Stimme der Beamtin aus dem Büro hat allergrößte Ähnlichkeit mit der Stimme seiner Mutter. Auf der Müllhalde findet er einen gelben Hut, der dem Hut seiner Mutter gleicht oder sogar derselbe ist. Der gelbe Hut auf der Müllhalde ist eine Anspielung auf den Weltuntergang: die Sonne auf der Müllhalde.

Die hauptsächliche Darstellungsweise, die der Autor selbst auch in den meisten anderen Werken wählt, ist Halluzination: da der Held seelisch krank ist, ist es sehr schwer zu verstehen, wann er träumt, wann er halluziniert, wann er in der Wirklichkeit schweift. Der Akteur weiß, seine Sprache ist krank, und der Anfang liegt in seiner Kindheit: "es scheint deutlich, dass die Schizophrenie meiner Sprache schon damals begonnen hat" (S. 32). Aber erst nachdem er aus dem Betrieb entlassen wurde, zeigten sich die wichtigsten Symptome dieser Krankheit: er sah keine Frauen mehr, er war unfähig sie zu definieren, sein einziges magisches Ziel war die Müllhalde am Rand seiner Heimatstadt. Er schweift durch die nächtlichen Straßen, erinnert sich an seine

ersten sexuellen Erfahrungen, wobei das Motiv des Haars zum Symbol der schamlosen Gier wird. Er behauptet: "Meine Sprache war voll von Haar, im Fluß der Worte [...] wogte und rauschte Haar" (S. 35). Das Haar des Abends, Dunkel in langen Strähnen – das sind die Motive, mit denen der Ich-Erzähler seine Welt definiert.

In der Mülltonne findet der Mann "einen fleischigen gehaarten Hügel [...]". Er steckt seine Hand noch tiefer, "so schließt sich, fest und saugend. Ein Lippenzirkel rund um meinen Unterarm" (S. 36). Daneben befühlt er faules, glimmendes Obst. Das Erotische wird zur Obszönität, brutalen und absurden Vulgarität. In der Mülltonne findet die Hauptfigur etwas, was der Gebärmutter ähnlich ist. Das, was bisher als Symbol des Lebens galt, wird zum Abfall: Mülltonne als Zeichen des Weiblichen, der Frau, die den Schoß hat. Auch eine Mülltonne muss mit Gebärmutter sein, eine Gebärmutter in sich haben, weil sie, d. h. die Mülltonne eine Art Frau (Weib!) ist.

Die Erfahrungen aus seiner Kindheit werden zur Hauptursache, warum er sich die Welt auf solche Art und Weise vorstellt und warum er zur Existenz eines Außenseiters verurteilt worden ist. Er hasst seine Kindheit, er hasst die Vorstellungen, die ihn von der Wiege begleiten, aber er kann dem nicht entkommen und projiziert sein ganzes Leben in seine Kindheit: "Und mir war, als verwandle sich die gesamte Umgebung, das ganze Land in einen Ort, ähnlich den Spielplätzen meiner Kindheit" (S. 35). Auch seine Jugend gilt als etwas Niederträchtiges, als die Zeit, in der er sich als Metastase, als Abfall der Gesellschaft gefühlt hat: "Vielleicht ist Amputation nicht der richtige Ausdruck, und es wäre besser, von Kastration zu reden, von einer Verstümmelung meiner Innenwelt durch Kastration" (S. 49). Hier zeigt sich der Held als Opfer der Gesellschaft, der Familie und sich selbst. In theoretischen Schriften zum Thema "Antifeminismus" schreibt

man in solchem Kontext von Viktimisierung (lat. "victim" – dt. "Opfer"). In solche Rolle kann den Menschen nicht nur die Umgebung führen, sondern zuerst der Mensch selbst, was als die so genannte erlernte Hilflosigkeit definiert wird: Diskriminierung und vor allem Minderwertigkeitsgefühl hängt damit sehr eng zusammen. Slavoj Žižek beschreibt den Ablauf der Viktimisierung als ein gesellschaftliches Identitätsbildungsmerkmal bereits der postmodernen Welt. Das postmoderne Subjekt neige zu einem narzisstischen Selbstverhältnis, bei dem es sich gern in einer selbstgewählten Opferrolle darstelle (vgl.⁷).

Die Mutter des Ich-Erzählers in der Erzählung "Die Weiber" verschmäht, will ihn beleidigen, sie vergleicht ihren Sohn mit ihrem Ehemann, dem Vater des Akteurs. Der Vater sei ein talentvoller Mensch gewesen und der Sohn sei "das vollkommene Gegenteil geworden" (S. 61), dem man keinesfalls vertrauen kann, der minderwertig ist und nur Schande bereiten kann. Die lebenslange Frustration des Helden bringt ihn zur Selbstunterschätzung: es ist August, Monat seiner Geburt; er schweift durch die Straßen und denkt an sich selbst, an seine Geburt und hat eine sehr grausame und entsetzliche Selbstvorstellung: "ein bis zur Idiotie entsetztes Bündel, das gelähmt in seinem Käfig lag und seiner ersten Nacht entgegenstarrte" (S. 62). Der Protagonist verachtet seine Persönlichkeit, seine menschliche Existenz, er fühlt sich als ein Teil der Leere, die überall herrscht, jedoch entdeckt er endlich, dass nämlich diese Leere der Grund seiner Angst ist, "das nichts, die Leere erzeugten dieses unheimliche Gefühl, und gegen das Nichts war ich machtlos" (S. 66). Endlich stellt er fest, dass er niemand ist, dass er überhaupt nicht existiert.

⁷ Žižek, S. (1991). "Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien". Merve Verlag, Berlin. Kapitel I (S. 9-48).

Er denkt, "man hatte es mir verschwiegen, dass ich geboren worden war. Um mich zu bestrafen [...]. Ja, ich hatte den Fehler gemacht, mich gebären zu lassen" (S. 83). "Und dabei hatte ich außer Acht gelassen, dass man mich als ein Geburtsübel erkannt hatte" (S. 84).

In der Erzählung kann man auch die historische Ebene erkennen. Der Held erwähnt die Teilung Deutschlands, die "durch die Taillen der Weiber vollzogen" wurde, "und so vorsichtig, dass die Weiber gar nicht davon merkten" (S. 52). Der Erzähler zeigt, wie der historische Mechanismus die Menschen eingezogen hat; unbemerkt sind sie zu einer kleinen Schraube in der kolossalen Maschine der Geschichte geworden. Er braucht die Liebe, er will lieben und geliebt sein, aber das ist ein zu großer Wunsch, ihm fehlt eine undefinierbare Winzigkeit, ein Glühfädchen, ein kleines Kitzeln, damit er weiter leben könnte. Er will den Gelähmten, der über ihn wohnt, fragen, wie er noch Wunsch und Kraft zu leben hat, aber er weiß selbst, dass nämlich der Funken, den der Kranke in seinem Herzen hat, die Ursache, der Trieb zu leben ist. Der allmächtige Funken der Liebe, den ihm selbst fehlte... Er hasst andere Leute, weil sie weniger Anstrengungen zu lieben oder geliebt zu sein bedürfen. Obwohl der Held ins Bett mit der Hoffnung, geliebt und liebend aufzuwachen, geht, erlebt er jedoch schreckliche Alpträume, die ihn zu den Abgründen seiner Existenz führen: er träumt, wie es ihm eine Schlinge aus einem fingerdicken Seil um die Geschlechtsteile gelegt und mit scharfem Ruck zugezogen wird. Er wird wie eingespannt, unfähig etwas zu machen, sich zu unterstützen, er wird zu einer Marionette, die an ihren Schnüren von dem gezogen wird, der stärker ist. Das starke Geschlecht ist in diesem Fall "eine breitschultrige, ungewöhnlich starkknochige Frau in der Uniform" (S. 77). Er bleibt machtlos und eilt vorwärts hinter ihr her, bis ihre Silhouette unsichtbar wird, und bleibt wieder allein.

In dieser Szene erscheint die Frau wieder als ein Mann: sehr kräftig, gewaltig, dominierend, kalt, männlich hart und sogar wild. Deswegen ist es so kompliziert, die Frauen in der Stadt zu bemerken, sie sind einfach unsichtbar geworden. Der Ich-Erzähler sucht einen Ausweg aus dieser desperaten Situation, er reflektiert: vielleicht ist es zu wenig, mit einem Auge blind zu sein, um sie zu sehen. Er beginnt sich selbst zu untersuchen, zu erkennen und die Keime seiner Krankheit zu entfernen, aber er muss feststellen, "dass mir der Staat jedes Mittel dazu aus den Händen riß" (S. 45). Er sieht nur einen Ausweg: "ich mußte halluzinieren, um die Welt, und meine Möglichkeiten für ein Leben in ihr, entdecken zu können" (S. 47). Der einzige Ausweg ist Rausch, Halluzination, sogar Wahnsinn, dem sich der Held immer nähert.

Später nimmt sein Verhalten jedoch eine ganz andere Richtung: er entschließt sich, selbst die Frauen zu beschreiben, sie zu definieren und auf solche Weise zu finden. Er entkommt allen alten Stereotypen, er will eine ganz neue Definition schaffen. Er beschuldigt die Frauen ihrer Passivität, ihres Schweigens und beginnt zu verstehen: er war immer unter den Frauen: "wenn es die Weiber nicht gab, dann mußte es auch mich nicht geben" (S. 103).

Nach völliger Verzweiflung und nach misslungenem Selbstmordversuch zieht der Held nach Berlin (er gießt sich über den Kopf Benzin, aber hat keine Zündhölzer). Hier beginnt er seine neue Existenz: er findet neue Arbeit neben einem riesigen Gefängnis. Und? Und findet die Frauen wieder, die in dem Gefängnis versperrt sind, die Häftlinge. Er wird gerettet, sogar erlöst, "ich wußte nun, wo sie zu finden waren, ich hatte sie wiedergesehen und in meinem Herzen bewahrt, ich konnte auf sie warten" (S. 109). Der Erzähler ist wieder ruhig, weil diese Frauen versperrt, unfrei sind; auf solche Weise werden sie wieder in seinen Besitz genommen. Hier

entlarvt man den Wunsch des Helden, die Frauen immer vom Mann abhängig, ihm unterlegen zu machen.

Wie schon am Anfang erwähnt wurde, hat die Erzählung zahlreiche autobiographische Elemente: der Autor sowie die Hauptfigur der Erzählung führten die doppelte Schriftsteller-Arbeiter-Existenz, sie beide sind im August

geboren, die beiden waren zu jener Zeit über vierzig. Sie bleiben fremd in der Welt, in der Stadt, wo sie geboren waren; der Held sowie der Autor (seine Werke wurden anfangs nicht gedruckt) sind Außenseiter, beide werden aus Betrieben entlassen, dann verhaftet und müssen nach Berlin fliehen. Zahlreiche Motive und Episoden verbinden also den Schriftsteller mit dem Protagonisten.

LITERATURVERZEICHNIS:

Arnold H. L. (Hrsg.). (1994). TEXT+KRITIK. 123. "Wolfgang Hilbig". Verlag edition text + kritik GmbH, München.

Brauneck M. (Hg.). (1995). "Autorenlexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts". Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.

Ein neu zu führender Kampf: Die Gleichheits-Illusionen zerstreuen. Zeitung "Rebellion". Nr. 37. Juni 2006. In: http://www.rebellion.ch/dt/rebellion/rebelliondt/37/37_frauen.html.

Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. (2. Auflage, 1997). Deutscher Taschenbuchverlag, München.

Frankfurter Rundschau Nr. 140 vom 20. Juni 1990; nach: http://www.tour-literatur.de/news_archiv/newsarchiv_litverlagtexte2.htm#hilbig.

Hervé F. (1995). "Geschichte der Frauenbewegungen". PapyRossa Verlag, Köln.

Hervé F., Steinmann E., Wurm R. (Hrsg.). (1994). "Das Weiber-Lexikon". PapyRossa Verlag, Köln.

Hilbig W. (1987). "Die Weiber". Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.

Mitscherlich M. (1990). "Über die Mühsal der Emanzipation". S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.

Schnell R. (1993). "Geschichte der deutschen Literatur seit 1945". Verlag J. B. Metzler, Stuttgart-Weimar.

Sommerhoff, B. (1995). "Frauenbewegung". Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.

Wehling H. G. (Red.). (1993). "Frau und Mann zwischen Tradition und Emanzipation". Eine Artikelsammlung. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln.

Zizek S. (1991). "Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien". Merve Verlag, Berlin.

Adresse der Verfasserin:

Universität Vilnius, Geisteswissenschaftliche Fakultät in Kaunas
Muitines str, 8, 44248 Kaunas
E_mail: laura.niedzvigiene@vukhf.lt